

**„Du glaubst doch an Allah...“
Zur Praxis des interreligiösen Dialogs**

Referat bei der Tagung des BeA in Gotha am 12.3.2009

1. Erinnerungen

„In den über 1080 evangelischen Kindertagesstätten (in Bayern) sind derzeit fast 4000 muslimische Kinder.“

Ein historischer Text? Ja – nämlich aus dem Jahr 2002. Er findet sich in einer Broschüre „Erste Schritte wagen – Eine Handreichung für die Begegnung von Kirchengemeinden mit ihren muslimischen Nachbarn“, die meine Landeskirche im Jahr 2002 in zweiter Auflage heraus gebracht hat. Damals wurde also jeder evangelische Kindergarten in Bayern durchschnittlich von knapp vier muslimischen Kindern besucht – nur von vier, wie man im Jahr 2009 sagen muss.

In Schweinfurt, wo ich lange Pfarrer war, lagen die Dinge schon in den 90-er Jahren ziemlich anders. Von 1996 bis 1998 errichtete meine Kirchengemeinde nach einem Brand einen neuen Kindergarten. Schon vorher hatte man beschlossen, die Kapazität von 50 auf 75 Plätze zu erhöhen. Dabei schrumpfte die Zahl der Gemeindeglieder in diesen Jahren kontinuierlich – zugleich aber wuchs stetig die Zahl unserer türkischen und ab 1991 auch unserer russlanddeutschen Mitbürger, wobei zu den Russlanddeutschen auch immer mehr russische oder ukrainische Familienmitglieder gehörten. Die Muttersprachen der Kinder waren folglich Türkisch und Russisch. Mein Sohn pflegte zu sagen, wenn er etwas nicht verstand: „Die sprechen Türkisch.“

Die Lehrerinnen und der einzige Lehrer an unserer Grundschule waren auf die Situation damals noch wenig vorbereitet. Ich erinnere mich an Äußerungen wie: „Ich verstehe nicht, was das soll. Die meisten Kinder in meiner Klasse verstehen kaum Deutsch.“ Wir sahen es deshalb als unseren Auftrag an, im Kindergarten den Kindern soviel deutsche Sprachkompetenz zu vermitteln, dass sie später dem Schulunterricht folgen konnten.

Als der neue Kindergarten – gerade jetzt vor zehn Jahren – eingeweiht wurde, waren die evangelischen Kinder ohne „Migrationshintergrund“ bereits in der Minderheit. Die Entwicklung ist seither weitergegangen. Vor einigen Tagen telefonierte ich mit der Leiterin des Kindergartens und erfuhr folgende Zahlen: 85 Kinder besuchen zurzeit den Kindergarten, davon stammt ein Kind aus einer deutsch-amerikanischen Mischehe, 37 Kinder haben ihre Wurzeln in der Türkei, eines in Afghanistan, eines bei den Albanern des Kosovo, eines in Polen, 21 in den Staaten der früheren Sowjetunion, davon ist ein Kind orthodox. 23 Kinder sind Deutsche ohne Migrationshintergrund, davon 13 evangelisch und 10 katholisch. Zurzeit gibt es wohl keine Kinder ohne religiöses Bekenntnis – das war, vor allem durch den Zuzug aus den neuen Bundesländern, nicht immer so. Insgesamt sind von 85 Kindern 39 Muslime.

Weiterhin steht der Kindergarten auf dem Standpunkt, den wir bereits vor zehn Jahren eingenommen haben, dass die muttersprachliche Kompetenz der Kinder anerkannt und gefördert werden muss. Gerade die Sicherheit in der Muttersprache hilft den Kindern, im Kindergarten die nötige deutsche Sprachfertigkeit zu erwerben.

Aber kehren wir zurück zur Frage interkultureller und interreligiöser Arbeit im Kindergarten. Eine wichtige Frage ist das Essen. Wir halten wir es im Kindergarten mit dem Schweinefleisch? Und dann weiter: Wie steht es mit dem Laternenzug am Martinstag mit vorausgehender Andacht in der Kirche? Darf der Nikolaus auch zu den muslimischen Kindern kommen? Wie steht es überhaupt mit der Feier der christlichen Feste im Kindergarten? Weihnachten, Ostern und die „Kirchweih“ am Sonntag nach Pfingsten waren, seit es den Kindergarten gab, die Höhepunkte des Jahres. Unsicher waren wir auch bei folgendem Problem: Es war seit langem Sitte, etwa vier Familiengottesdienste im Jahr mit den Erzieherinnen vorzubereiten und die Kinder mit ihren Eltern dazu einzuladen, wobei die Freiwilligkeit der Teilnahme nicht übertrieben deutlich betont wurde. Wie sollte das gehen mit Familien, mit denen wir häufig die religiösen Fragen aus sprachlichen Gründen nicht einmal besprechen konnten?

Die Arbeit mit den Russlanddeutschen, die ja mehrheitlich evangelisch waren –vielleicht ohne klare Vorstellung davon, was diese Zuschreibung bedeutet – hielt ich für die Aufgabe der Kirchengemeinde. Die Begegnung mit den Muslimen aber wurde hauptsächlich vom Kindergarten getragen. Was die Erzieherinnen unseres Kindergartens damals geleistet haben, erfüllt mich heute noch mit Bewunderung. Selbstverständlich war die Ernährung der Kinder und auch der Erzieherinnen rasch völlig frei von Schweinefleisch. Ich erinnere mich aber auch an „türkische Tage“ im Kindergarten, an denen die Räume über und über mit türkischen (und deutschen) Fähnchen geschmückt waren, türkische Lieder eingeübt wurden und es für Kinder und Eltern türkische Spezialitäten gab. Rasch hatten wir einen sehr aktiven türkischen Elternbeiratsvorsitzenden, der wegen seiner Zweisprachigkeit für die Arbeit der Erzieherinnen sehr wichtig wurde. Als die Stadt Schweinfurt einmal die Zuschüsse für den Neubau in Frage stellte, führte er unsere Demonstration zum Rathaus an. Und als dann mein damaliger Dekan wegen dieser Sache mit einer Dienstaufsichtsbeschwerde gegen mich konfrontiert war, gehörte er zu denen, die meinem zögerlichen Vorgesetzten klar machten, wie darauf zu antworten sei.

Die religiösen Themen wurden nicht ausgeklammert: Bei der Nikolausfeier wurde betont, dass Myra, der Bischofssitz des Heiligen, in Kleinasien, also in der Türkei, liegt. Wir brachten auch einiges über das Weiterleben der Nikolausverehrung in der islamischen Zeit in Erfahrung. Es bürgerte sich ein, dass nicht nur Weihnachten und Ostern, sondern auch Bairam, also das Fest am Ende des Ramadan, und das Opferfest mit den Kindern besprochen und gefeiert wurden. Bei den Familiengottesdiensten allerdings fiel uns keine andere Lösung ein, als den muslimischen Familien zu sagen, dass wir ihre Teilnahme nicht erwarteten. Und schließlich kamen die Familien zwar zum Sommerfest des Kindergartens, beim anschließenden Gemeindefest – eben der „Kirchweih“, wo Bier und Bratwürste nicht zu vermeiden waren – zogen sie sich rasch zurück.

Interreligiös auf der Ebene der Erwachsenen arbeitete damals unser Frauenkreis, der intensiv mit einem Kreis sehr religiöser türkischer Frauen zusammenarbeitete. Das waren sehr fruchtbare Gespräche.

Ich selber hatte oft das Gefühl, dass mir an interreligiöser Kompetenz noch vieles fehlte. Nicht nur, dass mir Ausdrücke wie „Ditib“, „Milli Görüş“ oder „Alewiten“ wenig sagten. Ich wusste nicht recht, was den Glauben der Muslime in seinem Kern ausmacht. Es ging mir mit den Muslimen – obwohl so viele unter uns lebten – so ähnlich wie mit den Juden. Ich kannte keine Juden. Meine Kenntnis, die mir wichtig war, kam

aus Büchern. Aber ich fühlte, dass Bücher das Gespräch, den Kontakt mit wirklichen Juden und wirklichen Muslimen nicht ersetzen können.

2. Kleine Geschichte des interreligiösen Dialogs

Die Fragen des interreligiösen Dialogs haben die katholische Kirche früher und wohl im Ganzen auch intensiver beschäftigt als die reformatorischen Kirchen – zumindest, wenn man an die Kirchen im deutschen Sprachraum denkt.

Die Beschäftigung mit der Geschichte des interreligiösen Dialogs in der katholischen Kirche hat aber auch einen praktischen Vorteil: Diese Geschichte ist anhand von römischen Dokumenten und päpstlichen Äußerungen relativ leicht darstellbar.

Immer wieder muss man – gerade angesichts der aktuellen Diskussionen um die Theologie der Piusbruderschaft – an einen Text des 2. Vatikanischen Konzils aus dem Jahr 1965 erinnern. Es handelt sich um den Beschluss über das „*Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen*“, zitiert nach seinen lateinischen Anfangsworten „*Nostra Aetate*“. Da heißt es in Nr. 3:

„Mit Hochachtung betrachtet die Kirche auch die Muslime, die den alleinigen Gott anbeten, den lebendigen und in sich seienden, barmherzigen und allmächtigen, den Schöpfer Himmels und der Erde, der zu den Menschen gesprochen hat. Sie mühen sich, auch seinen verborgenen Ratschlüssen sich mit ganzer Seele zu unterwerfen, so wie Abraham sich Gott unterworfen hat, auf den der islamische Glaube sich gerne beruft. Jesus, den sie allerdings nicht als Gott anerkennen, verehren sie doch als Propheten, und sie ehren seine jungfräuliche Mutter Maria, die sie bisweilen auch in Frömmigkeit anrufen. Überdies erwarten sie den Tag des Gerichtes, an dem Gott alle Menschen auferweckt und ihnen vergilt. Deshalb legen sie Wert auf sittliche Lebenshaltung und verehren Gott besonders durch Gebet, Almosen und Fasten.

Da es jedoch im Laufe der Jahrhunderte zu manchen Zwistigkeiten und Feindschaften zwischen Christen und Muslimen kam, ermahnt die heilige Synode alle, das Vergangene beiseite zu lassen, sich aufrichtig um gegenseitiges Verstehen zu bemühen und gemeinsam einzutreten für Schutz und Förderung der sozialen Gerechtigkeit, der sittlichen Güter und nicht zuletzt des Friedens und der Freiheit für alle Menschen.“¹

Man hat diesem Beschluss in letzter Zeit allerlei Vorwürfe gemacht, nicht nur von Seiten derer, die zur vorkonziliaren Sicht des Christentums als der ‚einzigen wahren Religion‘ zurückkehren möchten – damals sprach man auch noch von der katholischen Kirche als der ‚allein selig machenden‘. Auch auf protestantischer Seite meint man etwa: Dieser Text „beschreibt den Islam in starker Annäherung an das Christentum. Wesentliche Unterschiede werden entweder nur am Rande berührt oder weggelassen... Muslime könnten der Konzilserklärung entnehmen, das Christentum sei auf dem Wege, den Islam als wahre Religion anzuerkennen; Christen wiederum könnten dazu verleitet werden, die bestehenden Unterschiede, die längst nicht allen bekannt sind, für weniger wichtig zu halten als die vordergründigen Gemeinsamkeiten.“²

Ich hingegen möchte diesen Text ausdrücklich loben. Er hat etwas Revolutionäres, denn er wagt nach einer Jahrhunderte langen Geschichte der Polemik etwas Neues: eine positive Beschreibung des Islam aus christlicher Sicht. Ich halte das für eine

¹ Die Texte des 2. Vaticanums finden sich übersichtlich auf Deutsch in: Kleines Konzilskompodium, hg. von Karl Rahner/Herbert Vorgrimmler, Freiburg u.a. ⁴1968.

Hier wird zitiert nach: Siegfried Raeder, Antworten auf den Islam, Neukirchen-Vluyn 2006, 192.

² Raeder, a.a.O.,195.

Voraussetzung des Verstehens. Man wird kein geistiges Phänomen begreifen, von dem man nicht in irgendeiner Form angeben kann, was daran gut, schön und liebenswert ist. Die Anfragen, die Bedenken und die Kritik stellen sich bei intensiver Beschäftigung von selbst ein.

Man stelle sich nur beispielsweise vor, ein christlicher Exeget begänne seine Auslegung des Johannesevangeliums mit der – nach meiner Überzeugung durchaus notwendigen – Kritik an den antijüdischen Aussagen dieses Evangeliums. Das würde zu einer Ablehnung dieser Schrift führen, aber gewiss nicht zum Verstehen.

Im übrigen: Woher weiß der protestantische Autor, dass die Gemeinsamkeiten zwischen Islam und Christentum „vordergründig“ sind und die Unterschiede „nicht allen bekannt“? Er veröffentlicht sein Buch im Jahr 2006 – da könnte man mit guten Gründen auch vom entgegen gesetzten Vorurteil bei der Mehrheit der Bevölkerung ausgehen.

Kehren wir zur katholischen Kirche zurück: Schon ein Jahr vor Nostra Aetate erklärte Papst Paul VI. in seiner Antrittsenzyklika „Ecclesiam suam“, in der gegenwärtigen Situation sei nicht „schlagende Verteidigung gegen die Angriffe einer finsternen Welt (gefordert), sondern ‚colloquium‘ (Ecclesiam suam, Nr. 14). Hier spricht eine römisch-offizielle Stellungnahme erstmals von ‚Dialog‘.“³

Diese Impulse hat dann Johannes Paul II. in seiner langen Amtszeit von 1978 bis 2005 aufgenommen und entfaltet. Dieser Papst, über den ich mich wegen seines Umgangs mit der Theologie der Befreiung in Lateinamerika und ihren Repräsentanten oftmals geärgert habe, hat den interreligiösen Dialog zu einem Schwerpunkt seiner Arbeit gemacht. Man denke etwa an den ersten Besuch, den je ein Papst in einer Synagoge gemacht hat, nämlich am 13. April 1986 in Rom.

Am 6. Mai 2001 gab es eine weitere Premiere. Erstmals in der Geschichte besuchte ein Papst eine Moschee und zwar die Umayyaden-Moschee in Damaskus. Dort erklärte Johannes Paul II:

„Wir treffen uns ganz in der Nähe jener Stätte, die sowohl Christen als auch Muslime als Grab Johannes' des Täufers ansehen, der in der muslimischen Überlieferung ‚Yahya‘ genannt wird. Der Sohn des Zacharias ist eine Persönlichkeit von grundlegender Bedeutung in der Geschichte der Christenheit, denn er war der Vorläufer, der für Christus den Weg ebnete. Das Leben des Johannes, das vollständig Gott geweiht war, wurde vom Martyrium gekrönt. Möge sein Zeugnis alle erleuchten, die sein Andenken an diesem Ort verehren, damit sie – ebenso wie wir – verstehen, dass unsere große Lebensaufgabe darin besteht, Gottes Wahrheit und Gerechtigkeit zu suchen.“

...

Es ist wichtig, dass Muslime und Christen auch in Zukunft gemeinsam philosophische und theologische Fragestellungen erforschen, um eine objektivere und vollständigere Kenntnis des Glaubens der anderen Seite zu bekommen. Ein besseres gegenseitiges Verständnis wird auf der praktischen Ebene gewiss dazu führen, unsere beiden Religionen auf neue Art und Weise darzustellen: Nicht als Gegner, wie es in der Vergangenheit allzu oft geschehen ist, sondern als Partner für das Wohl der Menschheitsfamilie.“⁴

Man sieht: Der Papst hat in dieser Rede die Richtung von Nostra Aetate konsequent eingehalten und weitergeführt. Am Anfang stehen der Respekt und die Betonung der

³ Felix Körner SJ, Reizwort Dialog. Wo das christlich-muslimische Gespräch schärfer werden muss, Stimmen der Zeit 2008, 535-546, 536.

⁴ Zitiert nach: Karl-Josef Kuschel, Juden – Christen – Muslime, Düsseldorf 2007, 36f.

Gemeinsamkeiten. Dann wird das Ziel genannt: Die gemeinsame Arbeit am „Wohl der Menschheitsfamilie“.

Eine kleine persönliche Erinnerung möchte ich hier anfügen: Vor einem Jahr war ich in Ägypten. Der Besuch, den Johannes Paul II. in Kairo gemacht hat, ist dort unvergessen. Der polnische Papst war ein Mann der großen Gesten und dafür haben Araber viel Sinn. Dass der Papst in der Moschee betete und vor allem, dass er den Koran küsste, das vergisst man dort nicht – auch nicht bei dem Teil der Intelligenz, der im Islam eher ein kulturelles Erbe als eine alltäglich praktizierte Religion sieht. Überhaupt scheint es manchmal, als sei das historische und kulturelle Gedächtnis in der muslimischen Welt mehr ausgeprägt als in der westlichen.

Es ist kein Geheimnis, dass sich unter dem nächsten Inhaber des römischen Stuhls bei aller oftmals beteuerten Verehrung für seinen Vorgänger das Klima des interreligiösen Dialogs mit den Muslimen geändert hat – und nicht nur durch die bekannte Rede in Regensburg vom September 2006. Der Islamwissenschaftler und Türkeispezialist Rainer Hermann schreibt in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung:

„Gerade unter Papst Benedikt XVI. verlagert sich die Haltung der katholischen Kirche zum Islam weg von der Suche nach Gemeinsamkeiten und weg von einem Harmonisieren, das sich mit einem Minimalkonsens begnügt. Er führt hin zur bewussten Unterscheidung. Ziel dieses Wegs ist nicht, allein den Dissens zu benennen. Er soll auch die Einsicht schaffen, dass Glaubende, die so grundsätzlich anders glauben, friedlich miteinander leben und fruchtbar miteinander reden können.“⁵

Ich kann dazu nur sagen: Möge Hermann mit diesem Urteil recht haben.

Ich könnte nun die gleiche Entwicklung – freudige Entdeckung christlich-muslimischer Gemeinsamkeiten etwa in den Jahren von 1970 bis 2000, stärkere Betonung der Unterschiede seither – auch an Dokumenten des Ökumenischen Rates der Kirchen darstellen. Das gleiche gilt auch für die beiden maßgeblichen Äußerungen des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland. Die Handreichung „Christen und Muslime in Deutschland“ aus dem Jahr 2000 setzt eher freundliche Akzente.

Die Handreichung von 2006 „Klarheit und gute Nachbarschaft“ soll das Dokument von 2000 nicht ersetzen, sondern ergänzen, so dass beide nebeneinander zu lesen sind. Dennoch werden 2006 die Differenzen und vor allem die gesellschaftspolitischen Probleme mit dem Islam wesentlich stärker betont. Aus dieser neuen Akzentsetzung hat sich eine relativ harte theologische Debatte ergeben. Ich glaube aber, dass wir für unser Interesse heute aus einer Nachzeichnung dieser Debatte nichts Wesentliches gewinnen können.

Kehren wir lieber noch einmal kurz zu einem römischen Lehrdokument zurück. In dem Schreiben „Dialog und Verkündigung“ vom 19.5.1991 schlägt der Vatikan eine – wie ich meine hilfreiche - Einteilung vor. Man spricht seither im katholischen Bereich von dem Dialog des alltäglichen Zusammenlebens, des gemeinsamen Handelns, des akademischen Austausches und der religiösen Erfahrung.

Vom Dialog des alltäglichen Zusammenlebens und ansatzweise auch des gemeinsamen Handelns auf kommunaler Ebene habe ich im ersten Abschnitt ein wenig erzählt. Der akademische Austausch muss uns hier nicht interessieren. Aber beim Gespräch über die religiöse Erfahrung können wir lernen.

⁵ Rainer Hermann, Eine dreifache Erfahrung der Schwäche, FAZ vom 14.10.2008.

Der katholische Theologe und Philosoph Felix Körner SJ, der von 2001 bis 2008 in Ankara gelebt und gearbeitet hat, legte vor wenigen Monaten eine bedeutende Studie vor: „Kirche im Angesicht des Islam – Theologie des interreligiösen Zeugnisses“⁶. Darin schlägt Körner noch eine weitere Kategorie vor: „die interreligiöse Debatte unter nicht formal-theologisch ausgebildeten Gläubigen“⁷. Um die soll es uns im Folgenden gehen.

3. Sprechen über den Glauben

Wer als Christ mit Muslimen über den Glauben sprechen will, dem bieten sich nach meiner Überzeugung drei Wege an.

Der **erste Weg** ist, in einer Gruppe von Christen und Muslimen **den Koran zu lesen** und die **Bibel daneben** zu legen. Dabei wird man rasch feststellen, dass Bibel und Koran eine sehr verschiedene Struktur haben. Wer aber sich eingelesen hat, wird staunen, wie viel ‚Stoff‘ gemeinsam ist. Der Koran ist ein Buch, das die Überlieferung des Alten und des Neuen Testaments voraussetzt. Ich sage bewusst „Überlieferung“ – denn wie und in welcher Form die biblischen Stoffe zu Muhammad und seiner Gemeinde gelangt sind, ist bis heute nur in Umrissen klar⁸.

Es ist aber faszinierend zu sehen, wie biblische Worte und Geschichten im Koran aufgenommen und zugleich verwandelt werden. Als Beispiel kann man etwa die Sure 12 „Yusuf“ wählen, die die Geschichte von Josef in Ägypten darstellt.

Auch der Koran beginnt mit dem Konflikt zwischen Josef und seinen Brüdern, dem Eifersuchtsdrama um den bevorzugten Sohn, dem Verbrechen an Josef, seinem Verkauf nach Ägypten. Auch der Koran verlegt sodann den Schauplatz der Geschichte in das Haus eines Ägypters, dessen Frau versucht, Josef zu verführen – mit dem Ergebnis, dass Josef ins Gefängnis geworfen wird. Auch im Koran kann Josef Mithäftlingen Träume deuten. Einen der Häftlinge bittet er, gegenüber seinem Herrn, dem König von Ägypten, ein gutes Wort einzulegen, wenn er wieder freikommt. Ich breche die Aufzählung hier ab. Die Übereinstimmung ist wirklich erstaunlich.

Umso mehr fallen die Unterschiede auf. Nur ein Beispiel:

Als die Brüder ihrem Vater Josefs blutverschmierten Rock bringen, sagt der (in der Übersetzung von Hartmut Bobzin):

„Da heißt es: Schön geduldig sein und Gott anflehen, ob dessen, was ihr da erzählt.“

Es steht für Jakob – und für die muslimischen Leser des Korans – fest: Die Geschichte wird gut ausgehen und deshalb gibt es auch keine Trauer, sondern nur Geduld – „schöne Geduld“, die zu Gott betet und darauf wartet, wie er alles zum guten Ende führt. Die Propheten Yusuf und Jakob geraten im Koran in keine Krise. Beide wissen durch göttliche Offenbarung, wie diese Geschichte ausgehen wird. Sie brauchen nur Zeit und Geduld. Dann können sie abwarten, wie Gott die Sache zum guten Ende führt. Nach meiner Überzeugung zeigt sich an diesem Beispiel eine sehr verschiedene Wahrnehmung von Lebenskrisen in Christentum und Islam.

Diesen Weg, in den Gemeinsamkeiten die Differenz und in den Differenzen die Gemeinsamkeit zu suchen, halte ich für verheißungsvoll. Wer allerdings von vornherein die Gemeinsamkeiten für „vordergründig“ erklärt, der braucht ihn nicht zu gehen. Der bereits erwähnte Theologe urteilt auch: „Die Ausgrenzung der neutestamentlichen Christusverkündigung durch den Koran ist nicht als eine bloß partielle Abweichung

⁶ Felix Körner, Kirche im Angesicht des Islam, Stuttgart 2008.

⁷ a.a.O., 23.

⁸ Eine Übersicht und die wichtigste Literatur finden sich bei Siegfried Raeder, Biblische Traditionen im Koran, in: JBTh (Jahrbuch für biblische Theologie) 12 (1997), 306-331.

vom christlichen Glauben zu verstehen, sondern wirkt sich auf alle Glaubensinhalte aus. Die Schöpfung, die Offenbarung Gottes in der Geschichte, Auferstehung, Gericht und jenseitiges Leben: alles gewinnt einen anderen Sinn...(Es ist)in radikaler Weise umgedeutet worden und ganz auf das islamische Bekenntnis ausgerichtet.“⁹

Also: Christen und Muslime gebrauchen die gleichen Worte, aber sie meinen damit jeweils total Verschiedenes. Ein Dialog ist damit ausgeschlossen. Das gleiche Phänomen habe ich schon einmal erlebt: Vor etwa 40 Jahren entwickelte sich ein christlich-marxistischer Dialog, verbunden etwa mit Namen wie Milan Machovec, Vitezslav Gardavsky, Jürgen Moltmann oder Helmut Gollwitzer. Auch damals gab es Stimmen, die sagten, diese Gespräche seien sinnlos, die Marxisten würden ohnehin alle Begriffe anders deuten als die Christen. Gott sei Dank hat diese Meinung sich damals nicht durchgesetzt. Ein Dialog ist gerade dann sinnvoll und nötig, wenn die Teilnehmer erst einmal ihre Begriffe klären müssen.

Der zweite Weg des Gespräches über den Glauben ist, **sich auf die Fragen der Muslime einzulassen.**

Muslime sind – wenn die Hürde der mangelnden Sprachkompetenz erst einmal gefallen ist – häufiger als Christen bereit über ihren Glauben zu sprechen. Fragt man in einem muslimischen Land nach der Religion des Gesprächspartners, so bekommt man immer wieder die formelhafte, aber durchaus ernst gemeinte Antwort: „Gott sei Dank, ich bin ein Muslim.“ Zum Islam gehört aber auch eine bestimmte, schon im Koran angelegte und über die Zeit hinweg immer wieder erneuerte Kritik am Christentum. Die kann sich sehr naiv äußern wie etwa in der Frage einer Schülerin angesichts eines Bildes von Maria mit dem Jesuskind, ob Gott bei uns denn eine Frau habe. Diese Kritik kann aber auch hoch differenziert sein und geht dann etwa davon aus, dass die ursprüngliche Botschaft der Propheten – Jesus eingeschlossen - islamisch war, dass aber Christentum und Judentum diese Botschaft entstellt hätten. Oder die Kritik kann zugleich ‚volkstümlich‘ und systematisch sein. Felix Körner berichtet, dass etwa im Jahr 2005 in der Türkei eine 16-seitige-Broschüre „Einladung an die Christen zu Rechtleitung und wahrer Erlösung“ von Ömer Öngüt verteilt wurde, offenbar einem Schüler von Said Nursi (†1960), einem kurdischen Wanderprediger, der in der religionsfeindlichsten Zeit der Türkei durch seine Predigten große Popularität erlangte. Inzwischen gibt es „Nurcus“ (nach dem Ort Nurs, aus dem Nursi stammte) auch in Mitteleuropa. So gelangt die „Einladung“ in deutscher Übersetzung in viele Briefkästen.¹⁰

Ein Kreis von Christen um Christian Troll, ebenfalls ein katholischer Theologe aus dem Jesuitenorden, hat solche muslimischen Fragen gesammelt und sich um christliche Antworten bemüht. Dabei gibt es in jedem Abschnitt vier Schritte: die muslimische Fragen werden zunächst gesammelt, dann werden sie in den Kontext des Islam eingeordnet und erläutert, im dritten Schritt wird die christliche Sicht auf das Thema zusammenhängend dargestellt und schließlich werden Vorschläge für eine christliche Antwort gemacht. Die Arbeit mit Trolls Buch, einem schmalen Bändchen¹¹, kann gerade für Nichttheologen sehr nützlich sein.

Auch dazu eine zusätzliche Bemerkung: Das christlich-muslimische Gespräch über den Glauben scheitert, soweit es nicht allein von Experten geführt wird, häufig an den Christen. Wir sind es, wenigstens in Europa, kaum gewöhnt, offen über unseren Glauben zu sprechen. Religion sei ‚Privatsache‘ – dieses Vorurteil sitzt sehr tief. Muslime verstehen das nicht. Für sie ist Religion zwar Herzensangelegenheit, aber

⁹ Siegfried Raeder, Biblische Traditionen im Koran, a.a.O. 329.

¹⁰ Körner, Kirche, a.a.O.,20ff.

¹¹ Christian W. Troll, Muslime fragen – Christen antworten, Regensburg ²2007.

noch lange keine Privatsache. Die religiöse Zurückhaltung der Christen bringt nicht wenige Muslime zu der Überzeugung, es gebe in Mitteleuropa nur noch sehr wenige wirkliche Christen.

Einen **dritten Weg** des Glaubensgesprächs möchte ich besonders empfehlen, nach meiner Sicht verdient dieser Weg eigentlich erst den Namen „**Dialog**“.

Dialog in diesem Sinn ist ein Gespräch, das damit rechnet, dass die muslimischen Fragen auch die Christen in ihrem Glauben weiter bringen, ihnen zu einer Klärung ihres Glaubens verhelfen. Die Fragen der Muslime sind insofern immer gute Fragen, als sie *„zu einer klareren Sicht und Formulierung des eigenen christlichen Glaubens führen. Die Wahrnehmung des anderen erweist sich als Erkenntnisquelle.“*¹²

Damit das Gespräch aber nicht in die Irre geht und sich an Nebenfragen wie etwa dem Alkoholverbot oder der im Kerngebiet des Islam kaum noch praktizierten Polygamie abarbeitet, bedarf es dazu einer Vorgabe, was denn die Mitte islamischen Glaubens sei. Felix Körner hat in seiner bereits genannten großen Studie drei solche Sätze formuliert, die natürlich von muslimischer Seite jederzeit korrigiert werden können, die sich aber bewährt haben.

Zunächst greift Körner zurück auf ein Glaubensbuch – „Le Livre de la Foi“ – das Pierre Claverie (Bischof von Oran in Algerien, ermordet 1996) und „die Bischöfe des Maghreb“ 1996 veröffentlichten. Dieses Glaubensbuch sagt im Zusammenhang der Inkarnation, also der Menschwerdung Gottes in Christus, *„dass wir dem Widerspruch unserer muslimischen Umwelt ausgesetzt sind. Wir haben bereits ermessen, wie entschieden die muslimische Religion ablehnt, Offenbarung und Geschichte miteinander zu verbinden: Für sie ist die Geschichte nur Anlass zur Enthüllung des Gotteswillens.“*¹³

Also: Nicht etwa die Geschichte Jesu ist Gottes Offenbarung. Offenbarung ist nur die Botschaft, die Jesus von Gott aufgetragen wurde.

Im Anschluss daran und im Rückblick auf seine sieben Jahre in Ankara formuliert Körner:

„Ausgehend von seiner strengen Trennung zwischen Schöpfer und Schöpfung, ist der Islam auf drei Grund-Sätze zu reduzieren:

- a. *Gottes überlegene Wirklichkeit steht von Ewigkeit zu Ewigkeit fest.*
- b. *Gott erteilt den Menschen in den Offenbarungs-, Zeichen' die Rechtleitung, die sie zu ihrem Heil befolgen müssen und können.*
- c. *Das geschöpfliche Leben kommt an sein Ziel, indem es sich Gott unterwirft.“*¹⁴

Ich wiederhole diese hoch konzentrierten Sätze mit meinen Worten: Gott ist so transzendent, so absolut unterschieden von seiner Schöpfung, dass nichts Irdisches, weder Gutes noch Schlechtes, ihn selbst als Gott tangiert. Gott identifiziert sich keinen Augenblick und an keiner Stelle mit etwas Geschöpflichem. Zweitens: Für das Bild des Menschen gilt ein ethischer Optimismus, der davon ausgeht, dass der Mensch jederzeit das Gute tun kann, das Gott ihm als seinen Willen offenbart hat. Sünde ist immer nur Verfehlung im Einzelfall, aber keine den Menschen knechtende Macht. Schließlich: Höchstes Ziel des Lebens, sein ‚Sinn‘, ist Hingabe des Menschen an Gott bei strikter Ablehnung einer ‚Interaktion‘ zwischen Schöpfer und Geschöpf. Vorbild solcher Hingabe ist Abraham, der auf Gottes Befehl hin bereit war, seinen Sohn zu opfern.

¹² Rainer Hermann, a.a.O.

¹³ übersetzt und erklärt bei Körner, Kirche, a.a.O.,323.

¹⁴ Körner, Kirche a.a.O.,327f.

Damit liegt nun nicht irgendeine, sondern die zentrale Anfrage des Islam an das Christentum ‚auf dem Tisch‘. Wir Christen sind aufgefordert zu klären, wie wir etwa die Gegenwart Gottes in der Geschichte der Menschen verstehen. Noch einmal leihe ich mir bei Körner drei christliche Kernsätze:

„a. *Gott riskiert seine Gottheit in der Geschichte.*

b. *Der Mensch hat seine Bestimmung, der er nicht aus eigener Kraft gerecht werden kann.*

c. *Man kommt zu sich im andern.*¹⁵

Ich versuche wieder, diese drei sehr dichten theologischen Sätze in meinen Worten zu entfalten: Das Kreuz führt nach dem christlichen Glauben nicht nur den Menschen in die Krise der Gottverlassenheit, es führt auch Gott selbst in die Krise. Wie kann der Gott sein, der den Seinen in solchem Leid nicht beistehen kann oder will? Gottes Allmacht ist ein eschatologischer Begriff; erst am Ende der Geschichte wird sich Gottes Allmacht herausstellen. Weil das Ende der Geschichte noch offen ist, trägt Gott ein Risiko und die Glaubenden tragen dieses Risiko mit ihm. Es könnte sich ja – entgegen unserem Glauben – zeigen, dass Gott nicht mächtig genug war, die Geschichte zu seinem Ziel zu führen.

Der zweite Satz spricht von der grundlegenden Bedürftigkeit des Menschen nach ‚Erlösung‘ oder nach ‚Gnade‘. Gerade dann, wenn ihm die ethische Forderung evident begegnet, kann sich zeigen, dass der Mensch dieser Forderung nicht gewachsen ist, etwa weil er zu sehr mit sich selbst beschäftigt ist, um dem Mitmenschen zum Nächsten zu werden. Die Frage der ‚guten Werke‘ ist nach christlicher Einsicht nicht so sehr, welche diese guten Werke im Einzelnen sind. Die Gebote sind in der Regel klar – einer besonderen ‚Rechtleitung‘ bedarf es zu ihrer Erkenntnis zumindest nicht in allen Fällen. Die Gebote, die den Christen gelten, unterscheiden sich auch nicht allzu sehr von dem, was auch anderen Menschen, darunter auch den Muslimen, geboten ist. Die Frage des christlichen Glaubens ist vielmehr, wie diese guten Werke überhaupt möglich werden, wie der Mensch in den Stand kommt, in dem er die Gebote erfüllt. Und noch eine zweite Frage stellt sich hier: Wie kann der Mensch fortan leben, der versagt und sein Versagen erkannt hat?

Der dritte Satz nennt die Hingabe als Erfüllung des Menschseins. Darin stimmen Christentum und Islam zunächst überein. Während aber im Islam die radikale Hingabe nur Gott gilt, lehrt der christliche Glaube, dass der Mensch sein Leben gewinnt, der es in der Liebe zu den Mitmenschen – und zur ganzen Schöpfung – verliert. Es ist hier die Rede vom Paradox der Liebe, die den Verlust zum Gewinn macht. Hingabe als Liebe aber ist nicht Unterwerfung. In der Liebe wirkt der Mensch sogar mit Gott zusammen, der den Liebenden an seinem Werk in der Welt mitarbeiten lässt.

Was auffällt: Wir haben es bei der Formulierung des christlichen Glaubens mit einer dreifachen Erfahrung von ‚Schwäche‘ zu tun. Da ist einmal die Schwäche Gottes, der sich an die Geschichte seiner menschlichen Zeugen, auch an ihr Versagen, bindet und dessen Allmacht sich erst am Ende aller Geschichte erweisen wird. Da ist zum anderen die Schwäche des Gebots, die das Gebotene zwar erkennen lässt, aber deshalb noch lange nicht zur Erfüllung verhilft, weshalb wir auf Erlösung warten. Und da ist schließlich die Schwäche unsres Ich, das sich erst verlieren muss, um sich zu finden. Verstehe ich den Apostel recht, dann ist gerade diese Schwäche unsere Teilhabe an oder unsere Verbindung mit Christus. So bekennt es Paulus: Christus „hat

¹⁵ a.a.O.,346.

zu mir gesagt: Lass dir an meiner Gnade genügen; denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig. Darum will ich mich am allerliebsten rühmen meiner Schwachheit, damit die Kraft Christi bei mir wohne.“ (2. Kor. 12,9)

Ich bin überzeugt, dass wir den Muslimen unsere Antwort – also das Zeugnis unseres Glaubens – schuldig sind, nicht weil ich die Muslime alle bekehren möchte, sondern weil echter Dialog nur dort sein kann, wo alle Beteiligten einander etwas zu sagen haben, wo jeder sein Eigenes im Vertrauen auf Gott riskiert und jeder sich von den Fragen des anderen zu einer Klärung dessen anregen lässt, was er mit seinem Glauben eigentlich meint.

4.550 Wörter
26.200 Zeichen